

Märkisches Tageblatt

verbunden mit dem

General-Anzeiger

für Witten und Umgegend.

Abonnementspreis (incl. der Gratisbeilage

„Märkisches Heim“): 1,80 Mark vierteljährlich,

monatlich 60 Pfg. bei Bestellung durch die Boten.

Bei Abnahme auf der Post incl. Postgebühren 2,20 Mk.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.
Inseratentext werden die 7 gespaltene Zeilen mit 10 Pf. berechnet.

Wochenschau.

Es ging wieder einmal recht lebhaft zu in den letzten Tagen, und seit langer Zeit nicht waren so viele Sensations-Nachrichten im Umlauf, wie vor Kurzem. Hinterher stellte allerdings sich heraus, daß bei all dem vielen Geschrei blutwenig Thatfachen gewesen waren. Ueber das Verhältnis des Kaisers zum Chef des Großen Generalstabes der Armee, dem Grafen Waldersee, wurden die sonderbarsten Meldungen in Umlauf gesetzt, nachdem mit Gewissheit bekannt geworden war, daß der General von seinem Posten zurückzutreten beabsichtige. Graf Waldersee ist allerdings gegangen, aber seine Beziehungen zum obersten Kriegsherrn sind nicht gelockert, sondern nur befestigt: der Kaiser hat ihm die ganz besondere Ehre erwiesen, ihm mitzutheilen, daß er für den Kriegsfall zum Höchsthochkommandierenden einer Armee anzuweisen sei. Waldersee hat jetzt das Kommando des schleswig-holsteinischen Armeekorps übernommen, nachdem der Befehlshaber desselben, General von Leszynski, aus dem aktiven Dienst geschieden ist. Noch bunter, als die Nachrichten über Waldersee, waren die über Herrn Miquel, der mit unfeindlichen Ehren überhäuft wurde. Bald sollte der Finanzminister preussischer Ministerpräsident, daß Graf Bismarck im Reich werden. An dem Gerücht ist natürlich kein Wort wahr gewesen. Dr. Miquel hat mit seinen Finanzangelegenheiten noch so viel zu thun, daß er gar nicht daran denken kann, sich noch neue Würden und Würden auf den Hals zu laden. Er wird sich freuen, daß es ihm so schnell gelungen ist, die Steuerreformgeleise im preussischen Landtage zu sichern, aber übermüht wird dieser Erfolg ihn sicher nicht gemacht haben.

Von einer geringen Heiserkeit war die Kaiserin Augusta Victoria zu Anfang der Woche befallen. Das unbedeutende Leiden ist denn auch bald wieder gehoben worden.

Im Reichstage zieht die Staatsberatung ihre Bahnen. Man ist jetzt beim Kolonialetat angekommen, und Freunde und Feinde der Kolonialpolitik entwickeln ihre Ansichten in ruhiger Darlegung. An der Bewilligung der gesamten kolonialpolitischen Forderungen besteht indessen kein Zweifel, Herr Windthorst giebt mit seiner Partei den Ausschlag zu Gunsten derselben. Neue Aktienstücke aus Deutsch-Ostafrika mit den Berichten Emin Paschas über seinen Zug zum Victoria-Nyanza sind dem Parlament zugegangen. Emin schreibt ruhig, sachlich, ohne alle Himmelsstürmerei, und man gewinnt aus seinen Schilderungen die Ueberzeugung, daß der ehrenwerthe Engländer, Mr. Stokes, mit welchem er ausging, ihn beim Reichskommissar von Wismann recht arg verlastet hat. Von einem ersten Wissen zwischen Wismann und Emin kam demzufolge gar keine Rede sein. Der Reichskommissar gedenkt mit Rücksicht auf seine Gesundheit aber doch zum 1. April aus dem aktiven Kolonialdienst auszuscheiden, während Emin Pascha zusammen mit Dr. Peters voraussichtlich einen neuen Zug nach Centralafrika unternehmen wird. Eingegangen ist außerdem ein Bericht des Reichskommissars über einen erfolgreichen Zug seines Offiziers Ramsay gegen den Sac-Kapitän Wachemba, auf welchem vier eingeborene Soldaten getötet, zwölf verwundet wurden. Nientant Ramsay hatte die Schwierigkeiten der Expedition unterschätzt, daher der Mißerfolg.

Im preussischen Abgeordnetenhaus ging es recht still zu. Es wurden nur kleinere Vorlagen genehmigt, darunter der Gesetzentwurf über die Einverleibung von Helgoland in die preussische Monarchie, außerdem mehrere Urträge und alsdann die Staatsberatung fortgesetzt. Die neue Landgemeindevorbereitung und das Einkommensteuergesetz sind in den betreffenden Kommissionen im Ganzen angenommen.

Das Hauptereignis der Woche war der Fall des Ministers Crispi in Italien. Bei den Kammerwahlen im vorigen Herbst hatte Crispi erst eine große Regierungsmehrheit erhalten, doch hat dieser Umstand nicht gehindert, daß die ganze Mehrheit mit einem Male in Stücke ging, als der Premierminister durch eine scharfe Reue der italienischen Eigenliebe zu nahe trat. Mit erheblicher Mehrheit wurde ihm ein Mißtrauensvotum erteilt. Große Freude über diesen Zwischenfall bestand in Paris, man frohlockte schon, daß es nun auch mit dem Dreibunde sein Ende haben müsse, hat sich hinterher aber doch überzeugt, daß in dieser Beziehung Alles beim Alten bleiben wird, mag nun Crispi Minister werden, oder dauernd von der politischen Bühne ausgeschlossen bleiben. Der Friedensbund besteht in jedem Falle fort. Die definitive Neubildung eines Ministeriums ist noch nicht gelungen, am wahrscheinlichsten ist eine Einigung zwischen Gemäßigten und Gemäßigten-Liberalen, doch ist es

auch nicht ganz unmöglich, daß Crispi den Auftrag zur Kabinetts-Neubildung empfängt.

Eine Revolution hat es in Portugal gegeben. Die republikanische Partei, die seit dem Ausbruch des Kolonialkrieges mit England ununterbrochen im Lande gewühlt hat, hat in Oporto glücklich einen Militärputsch zu Wege gebracht. Der portugiesische Republikanismus fehlte es aber an Courage, einen entschlossenen Angriff der Regierungstruppen hielten sie in keiner Weise Stand, und in wenigen Stunden war der Tanz vorüber. Sonst ist im Lande die Ruhe nirgends gestört worden, und damit der beste Beweis gegeben, daß die breite Masse der Bevölkerung keine Neigung hat, mit der Umsturzpartei gemeinsame Sache zu machen. Die Regierung hat energisch durchgegriffen, und diese Straffheit wird auch künftig die Ruhe sichern.

Einen Militärskandal hat die belgische Hauptstadt erlebt. In voriger Woche sollten in Brüssel bekanntlich große Arbeiter-Demonstrationen stattfinden, aus Vorzicht und um etwaigen Unruhen entgegenzutreten, waren mehrere tausend Mann Reserve eingezogen. Den wackeren Kriegsknechten befohlen aber der Dienst nicht, sie verlangten ihre Entlassung in die Heimat und machten großen Skandal auf den Straßen. Zu ersten Ausschreitungen kam es nicht, aber es hat doch allenthalben im Lande einen peinlichen Eindruck gemacht, zu sehen, wie die Hüter der Ordnung die Ersten beim Skandal waren. Das Beispiel der Reservisten haben die Rekruten nachgemacht, die in öffentlichen Demonstrationen sich gegen den Militärdienst erklärt haben. Wie viel faul im Staate Belgien ist, ersieht man aus diesen Vorkommnissen. Nur allgemeine Wehrpflicht giebt Disziplin!

Eine wichtige politische Thatsache ist in Wien eingetreten, welche eine Schwankung der gesamten Regierungspolitik bedeutet. Der bitterste, unversöhnliche Gegner der deutschen Parlamentarier im Ministerium Taaffe war der Finanzminister von Dunajewski, ein gewandter und fähiger Politiker, aber auch ein Deutschenfeind, wie kaum ein schlimmerer zu denken ist. Und dabei schien er jenseitig zu stehen. Aber — auch ihm ist ein Stürker über den Kopf gekommen: Kaiser Franz Joseph, wie der Ministerpräsident Graf Taaffe haben eingesehen, daß die Dinge nicht so weiter gehen könnten, und eines schönen Morgens hatte der Herr Finanzminister seinen Abschied. Sein Nachfolger, Geh. Rath Dr. Steinbach, ist kein ausgesprochener Parteimann und steht den Deutschen sehr sympathisch gegenüber. Der Ministerwechsel wird deshalb in allen deutschen Zeitungen mit großer Genugthuung begrüßt. Rückwärts schrauben läßt sich kein Staat, auch Oesterreich-Ungarn nicht.

In Paris und London war es ganz still. Die Parlamente tagen mit solcher Geruchlosigkeit, daß ihre Existenz kaum bemerkt wird. Es liegt auch weder hier, noch da etwas vor, was weitere Kreise in größerem Maßstabe zu interessieren vermöchte. Der Eisenbahnbeamtenstreik in Schottland ist zum Abschluß gekommen und haben damit die zahlreichen Attentate ihr Ende erreicht. Gerüchweise verlautet, daß sich in Tunis die Franzosen darauf vorbereiteten, die benachbarte türkische Statthalterchaft Tripolis wegzuschleppen. Möglich ist zwar Manches, aber doch klingen diese Angaben etwas abenteuerlich. Stellen, die Türkei und England würden sich einen solchen Handreich, der eine grobe Rechtsverletzung bedeutete, nicht so ohne Weiteres gefallen lassen, und den Franzosen kann heute wenig daran liegen, sich ohne Noth Feinde zu schaffen.

Auf der Weltreise, welche die beiden ältesten Söhne des Caren gemeinsam unternahmen, hat der Jüngere, der Großfürst Georg, Malheur gehabt. Er ist vom Mastbaume herabgestürzt und soll sich nicht unbedeutend verletzt haben. Sedenfalls ist er zurückgerufen worden und wird sich zunächst nach Athen begeben, um dort seine Genesung abzuwarten. In Chile in Südamerika dauert der Bürgerkrieg noch immer fort. Die Regierung des Präsidenten Palmaleda läßt alle Tage Siege berichten, und man muß sich bloß wundern, woher der alle Augenblicke besiegte Feind die Streikkräfte zu neuen Zusammenstößen nimmt. Etwas scheint also an der Sache nicht richtig zu sein.

Deutscher Reichstag.

59. Sitzung vom 6. Februar.

Am Bundesrat: von Caprivi, von Marbach, von Malbahn u. A.

Die zweite Beratung des Etats des auswärtigen Amtes wird bei den Forderungen für Ostafrika fortgesetzt. Abg. Dr. Windthorst (Centr.): Namens meiner Freunde habe ich zu erklären, daß wir für die Forderung in der von der Budgetkommission festgelegten Höhe von 2 1/2 Millionen Mark stimmen werden. Wir erkennen an, daß diese Bewilligung sich nicht umgeben läßt. Der Abg. Richter, der gestern die Summe so beständig befragte, würde, wenn sein Votum entscheidend wäre, sich jedenfalls bedenken, kein zu sagen und das abzulehnen, was zur Abwicklung

der Angelegenheit unbedingt erforderlich ist. Da er weiß, daß die Summe doch bewilligt wird, ist es leicht, dagegen zu sprechen, und notwendig ist diese Genehmigung, da hier die deutsche Ehre ins Spiel kommt. Dem deutsch-englischen Kolonialvertrag kann ich nur zustimmen, dadurch sind unsere kolonialen Verhältnisse konsolidiert worden. Mit den finanziellen Lasten müssen wir uns aber versehen. Bei den Opfern, welche unsere Grenzicherung in Europa erfordert, sind wir nicht in der Lage, noch große Aufwendungen zur Sicherung weiterer Kolonialgebiete zu machen. Darüber, daß wir uns aus Jansibar zurückziehen müssen, bin ich auch nicht vernünftig, ich habe aber die Ueberzeugung gewonnen, daß nur so der Vertrag mit England zu Stande zu bringen war. Unsere Verfassung zeigt eine Lücke, insofern, als solche wichtige Verträge ohne Zustimmung des Reichstages geschlossen werden können. Vielleicht wird diese Lücke noch einmal ausgefüllt. Einen Punkt möchte ich noch berühren. Nach meiner Ueberzeugung haben die Bestimmungen der Kongoakte über die Missionen auf die deutschen Schutzgebiete Anwendung zu finden; ich bitte daher der größeren Sicherheit wegen den Herrn Reichskanzler auch um Auskunft über diesen Punkt. Dann möchte ich auch noch meine Hochachtung vor den wackeren Männern ausdrücken, die draußen unter den schwierigsten Verhältnissen gewirkt und so bedeutende Resultate erzielt haben.

Reichskanzler von Caprivi erklärt, daß die Reichsregierung geneigt sei, nach den Grundätzen der Kongoakte auch in denjenigen Gebieten zu verfahren, auf welche sich die Kongoakte nicht erstrecken (Weisung).

Abg. von Seiborf (Centr.): Der Abg. Richter hat gestern abermals die deutsch-afrikanische Gesellschaft angegriffen, indessen mit Unrecht. Die Beamten derelicten und unter den größten Gefahren auf ihren Posten verblieben und haben rechtlich ihre Schuldigkeit getan. Auch die Gesellschaft hat Alles gethan, was sie vermochte. Unsere Kolonialpolitik ist zu jung, als daß man in Bezug auf sie von festen Prinzipien sprechen könnte. Das Verfahren, welches bei der Erweiterung der Gebiete eingeschlagen ist, vor durch die Verhältnisse geboten, daran war also nichts zu tadeln. Es sind viele Leute nur zu sehr geneigt, den Werth unserer Colonialbesitzes zu unterschätzen. Warten Sie aber doch erst ab, was daraus wird, auch andere Staaten haben klein angefangen.

Abg. von Cuny (natlib.): Herr Richter hat gestern erwähnt, wie ich vor zwei Jahren gegen englische Eingriffe in die deutschen Rechte protestiert habe. Das habe ich allerdings gethan. Ich bin dabei von der Ansicht ausgegangen, daß England unter allen Umständen zuerst seine eigenen Interessen wahrnimmt, und daß es, wenn es Fremdeninteressen leistet, dafür eine gleichwertige Förderung seiner Interessen erwartet. Das muß auch uns veranlassen, auf der Wahrung unserer Interessen zu bestehen, sonst würden wir stets der Kürzeren wäre. Wenn von englischer Seite ein solcher Protest erfolgt wäre, der meine, so würde Herr Richter wahrscheinlich nichts dagegen einzuwenden gehabt haben! (Zurufe und Lachen links.) Herr Richter hat mich gestern ganz ohne Grund in frivoler Weise angegriffen und verlegt. Das war nicht in der Ordnung. (Erneute Unterbrechungen.)

Vizepräsident Graf Ballestrem ruft den Redner wegen des Ausdrucks „frivol“ und den Abg. Richter wegen beständiger Unterbrechungen des Redners zur Ordnung. Abg. von Cuny in seiner Rede fortfahrend: Zum Beweise meiner Ausführungen will ich nur noch auf den bekannten Fall hinweisen, in welchem der Petersburger Dampfer „Nezra“ von den Engländern beschlagnahmt wurde. Damals und auch bei der Expedition Kängal hätte ich wohl ein energischeres Auftreten der Reichsregierung gewünscht.

Reichskanzler von Caprivi: Der Herr Vorredner hat einen Ton der Entrüstung angeschlagen, der auch in der Presse in der letzten Zeit vielfach zu Tage getreten ist. Der Herr Vorredner kann überzeugt sein, daß ich mit aller Entschiedenheit die deutschen Interessen vertrete. Wir können nicht in allen Meeren so viele Schiffe stationieren, um sofort überall Fahrzeuge zum Schutze unserer Völkchen zu haben. Kängal's Expedition war rein privater Natur und auch nicht darnach angethan, das Interesse der Reichsregierung in Anspruch zu nehmen. Die Katastrophe zu verhindern, waren wir außer Stande, daß auf unser Verdröben die Beirathung der Thäter erfolgt ist, ist bekannt. Die Expedition bestand aus acht rechtschaffenen Leuten, ausgenommen den Führer. Dieser war ein wegen Betruges bestraffter Mensch, der in allerlei fremden Truppen gedient hat und mehrfach desertirt war. Es war zu verwundern, wie einem Manne von solchem Vorleben rechtschaffene Leute folgen konnten. Was die Beschlagnahme des Petersburger Dampfers „Nezra“ betrifft, so hat die Reichsregierung nicht mehr thun können, als sie gethan hat, da ja Bismarck selbst das Petersburger Unternehmen auch als reines Privatunternehmen angesehen hat.

Abg. Barth (freil.): Meine Partei will dabei stehen bleiben, diese Forderung abzulehnen, da wir nicht glauben können, daß Ostafrika die vorausgabenden Gelder einmal wieder einbringen wird. Kulturerfolge haben wir in Ostafrika nur sehr geringe zu verzeichnen, können größere auch in keinem Falle erwarten.

Abg. von Reudell (freil.): Ich kann nur meine freudige Genugthuung hinsichtlich des deutsch-englischen Abkommens aussprechen. Durch dasselbe ist endlich die verkehrte Vorstellung von einer unverwundlichen Feindschaft zwischen dem Deutschen Reich und England, die sich zu entwickeln begann, zerstreut worden. Im Laufe der Debatte ist auch das dem Minister von Monteville in den Mund gelegene Wort: „der Starke weicht müßig zurück“, gedacht worden. Das Wort ist aber von dem Minister gar nicht so gebraucht worden, wie angenommen wird, Monteville hat nur sagen wollen, daß ein Schritt zurückgegangen sei, daß aber das Ziel nicht aus dem Auge gelassen werde. Was den Schutzvertrag betrifft, durch welchen die Verhältnisse der Schutztruppe definitiv geregelt werden, so wird derselbe, so meine ich, einer Kommissionsberatung nicht bedürfen.

Abg. Windthorst (Centr.): Unsere Stellung gegenüber der Ostafrikapolitik hat sich, wie ich hier noch besonders betonen will, nicht verändert. Ueber den Rahmen der früher gefaßten Resolution ist allerdings hinausgegangen, die Verantwortung hierfür tragen aber diejenigen, welche darüber hinausgegangen sind.

Abg. von Arnim (freil.): Die englische Freundschaft kann uns nicht werthvoller sein, als den Engländern unsere Freundschaft ist. Daran werden wir zu denken

haben. Im Uebrigen grenzt das deutsch-englische Abkommen ja unsere kolonialpolitischen Ziele in Ostafrika ab, und wir haben dort die Aufgabe, zu sichern, was uns gebührt.

Die Debatte wird geschlossen. Die Position wird nach dem Antrage der Kommission bewilligt: für Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen in Ostafrika 250 000 Mk. (Hatt 3 1/2 Millionen, wie die Regierung verlangt.) Die Vorlage betr. die Errichtung einer Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika ist damit in erster Lesung erledigt.

Darauf wird das Mandat des Abg. Gebhard (natlib.) als durch dessen Ernennung zum Vorsteher der Reichs-Verkehrsanstalt für die vereinigten holländischen Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, dem Antrage der Geschäftsordnungscommission gemäß, für erledigt erklärt.

Es folgt der Bericht der Geschäftsordnungscommission über den Antrag Ruer und Gen. (Zoz.). Die Kommission beantragt, zu erklären, daß die strafrechtliche Verfolgung von Reichstagsabgeordneten während der Dauer der Vertagung des Reichstages dem Artikel 31 der Verfassung widerspricht, und den Reichskanzler zu ersuchen, zu veranlassen, daß dieser Verstoß von den Gerichten berücksichtigt wird.

Das Haus beschließt debattelos nach diesem Antrage.

Nächste Sitzung: Sonnabend 1 Uhr. (Brandwein-Feuer.)

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

27. Sitzung vom 6. Februar.

Die zweite Beratung des Wilschadenengesetzes wird mit dem § 5 fortgesetzt. Derselbe bestimmt, daß für den durch Wilschaden angerichteten Schaden der Besitzer des Standbesitzes des Wilsches verantwortlich sein sollen.

Abg. Frhr. von Döbereck (natlib.) will diese Regresspflicht nur für den durch Schwarz-, Roth- oder Dammwils angerichteten Schaden annehmen.

Abg. Frhr. von dem Reck (natlib.) will die Regresspflicht davon abhängig machen, daß der Inhaber der Standbesitzes der an sie ergangenen Aufforderung zur Verminderung der Wilschaden nicht entpfehle.

Abg. Brandenburg (Centr.) spricht für die unveränderte Annahme des § 5, wie die Kommission ihn beschloffen hat.

Abg. von Krüger (natlib.) ist gegen die ganze Vorlage, namentlich auch gegen den § 5. Nehmen wir dies Gesetz an, so werden wir allerdings vor Wilschaden Ruhe haben, dann wird es in einigen Jahren aber nur noch Wilschaden in den Thiergärten geben. Ich werde für den Antrag Döbereck, als für das kleinere Uebel, stimmen.

Abg. Döbereck (Centr.) verteidigt den § 5 in der Kommissionsfassung.

Abg. Graf Strachwitz (Centr.) wird für die Kommissionsvorlage stimmen.

Abg. von Schallha (Centr.) beantragt eine Erweiterung des Antrages v. d. Reck dahin, daß die Regresspflicht nicht bloß bei dem durch Schwarz-, Roth- und Dammwils verursachten Schaden, wie v. d. Reck will, sondern bei dem auch durch Reh- und Fasanen verursachten Schaden die Regresspflicht eintreten soll.

Abg. Frhr. von Döbereck (natlib.) verteidigt die Kommissionsbeschlüsse. Das Prinzip der Regresspflicht ist in rechtsgültiger Form anerkannt und wird in der Vorlage auf ein Minimum beschränkt. Unter dies Minimum werden wir nicht hinabsinken können.

Abg. Dr. Ritter (freil.) meint, der ganze § 5 sei entbehrlich, die dazu gestellten Anträge seien praktisch undurchführbar. Für die ganze Wilschadenforderung liege überhaupt wenig Bedürfnis vor; sie werde nur zu agitatorischen Zwecken benutzt.

Abg. Conrad (Centr.) spricht für unveränderte Annahme des § 5. Abg. v. d. Reck spricht für seinen Antrag, der vom Abg. Gumbrecht (natlib.) bekräftigt wird.

Die Debatte wird hierauf geschlossen. Samtliche Änderungsanträge zu § 5 werden 133 Stimmen und § 5 unverändert nach den Kommissionsbeschläüssen angenommen, ebenso der mit § 5 in Zusammenhang stehende § 9.

Längere Debatten verurtheilen noch die Geltendmachung des polizeilichen Strafverfahren bei der Geltendmachung von Wilschadenansprüchen, § 11 betr. die Einhebung des Schwarzwilses, § 12 Unterstellung der wilden Kaninchen unter den freien Thierfang.

Die Vorlage wird unter Ablehnung aller Änderungsanträge nach den Kommissionsbeschläüssen angenommen. Die eingegangenen Petitionen hierzu werden durch die gefaßten Beschlüsse für erledigt erklärt und einer Resolution zugestimmt, die Regierung zur Vorlegung einer Novelle zum Jagdpolizeigesetz zu ersuchen.

Damit ist die Tagesordnung erschöpft.

Nächste Sitzung Sonnabend 11 Uhr. Zweite Staatsberatung.

Deutsches Reich.

Berlin, 6. Februar. Der Kaiser begab sich heute nach dem Exerzierplatze in Moabit und nahm dabei die Truppenübungen vor. Später wohnte der Kaiser einer Generalprobe im Schaulustspiele bei. Das Frühstück nahmen die Majestäten gemeinschaftlich ein.

Wie der „Schwabische Merkur“ meldet, wird demnächst der Bürgermeister von Augsburg, Richter, mit dem Vorstände des dortigen Gemeinderathes, Fabrikanten Richter, nach Friedrichshagen reisen, um dem kaiserlichen Hofe den Ehrenbürgerbrief der Stadt Augsburg und die dazu gehörige Ehrengarde, bestehend in einer Miniaturnachbildung des von dem dortigen Rathhaus stehenden alterthümlichen Augsburgerbrunnens verständig zu überreichen. Die Ehrengarde dient als Behälter des Ehrenbürgerbriefes und ist ein in Bronze ausgeführtes, prächtig gestaltetes Kunstwerk.

Zum Nachfolger des Grafen Waldersee als Chef des Generalstabes soll der General von Wittich, bisher Kommandeur des kaiserlichen Jägerbataillons, bestimmt sein.

Der freiständige Abg. Witte-Sonnenberg, dessen Wahl für ungültig erklärt war in der Reichstagskommission, hat sein Mandat niedergelegt.

Kölner D
Hauptgewinn
Ziehung
B. K.

Trau
nach Goldge
bei
Gerh
Hauptstra

Wittener P
und Sped

Friedr.
Nr. 55. Hau
Tägl
Morgens 8 b

Rüftstud
schmerz
plombir
schmerz
Witten

Sensationell
Rau
Rich. Borek's
Sanität
Desinfiziermittel
Schmerzmittel
Die Sanität
nie gerein
No. 14. 100 et
polirtein
No. 8. 95 etw
möglich.
No. 2. 100 etw
m. langen
Jede Oefte mit be
mundlich 25 Ct. me
Vers. ges. Placen ob
Wittenerge
I. Fleischmann h

Nächte
20. Febr
Laut Reichsge
1871 im ganze
gleichlich zu spie
Stadt Bar
jährlich 4
mit Haupttreffere
1 Million, 1
200,000, 100,00
25,000, 20,000
2000, 1000 Kr.
"bar" in Gold
garantirt ausgie
wie sie seine et
zuerufen hat.
Jedes Lo
Monats-Einl
ein ganzes
Agentur:
Wald

Heltograp
beste Qualit
B. Koch
Eine ruhige K
1. Mai eine
Woh
von 2-3 Zimm
Effert, unter
Exped. d. Btg.

Wer sparen
will, bestell
Soll. Soll. R
Soll. 2imb. 7
Soll. 6dmer
ad hier gegen R
Julius Werner
in W. - Bresche
3.30 un

Willen, Greddestr. 38 A.,
(Ecke Bahnhofstr.)

Geschäfts-Eröffnung

in Witten,

24 Bahnhof-Strasse 24.

Hiermit beehren wir uns ergebenst anzuzeigen, daß wir mit dem heutigen Tage am hiesigen Platze im **Neubau, Bahnhofstrasse 24** unter der Firma:

Gebrüder Coppel

unsere in jeder Beziehung der Neuzeit entsprechenden Verkaufsräume parterre und 1. Etage eröffnet haben. Bei der Führung unseres großen

Manufaktur- und Modewaaren-Etablissements
verbunden mit bedeutenden Lägern

fertiger Damen-, Herren- & Kinder-Garderobe,
Kleiderstoffe, Seidenwaaren, Besatzstoffe,
Bettwaaren, Gardinen, Weißwaren,
sowie Anfertigung nach Maß

unter Leitung bewährter Zuschneider und Arbeitskräfte, werden uns folgende Grundsätze leiten:

Wir werden nur **dauerhafte durchaus solide** Fabrikate führen.

Durch **enorme Billigkeit** bei streng reeller Bedienung werden wir uns das Vertrauen der geehrten Kundschaft zu sichern wissen.

Wir verkaufen nur **gegen Baar** bei streng festen Preisen, welche auf jedem Stück Waare deutlich vermerkt sind.

Durch **sehr große und wirklich vortheilhafte Abschlüsse** mit den ersten Fabrikanten sind wir in der Lage, unserer geehrten Kundschaft von Witten und Umgegend, **die allergrößten Vorthelle beim Einkauf**, welche jeder Käufer beim **kleinsten Versuche** herausfinden muß, zu Nutzen kommen zu lassen.

Gestützt auf diese Grundsätze sind wir überzeugt, uns das volle Vertrauen der geehrten Kundschaft baldigst zu verschaffen und bitten um recht zahlreichen Zuspruch.

Wir machen noch besonders auf die zur Vertheilung gelangenden **Cataloge mit Preisverzeichnis** aufmerksam:

Hochachtung!

Gebrüder Coppel.

Hente Samstag: Große Eröffnungs-Decoration
sämmtlicher Verkaufsräume.

Märkisches Heim.

Wochen-Beilage des Märkischen Tageblatts.

Im Schatten des Lebens.

19] Roman von P. Felsberg.

(Nachdruck verboten.)

„Valentine wurde heute vorgestellt; das Aufsehen, welches sie erregte, die überaus huldreiche Aufnahme, welche sie bei beiden Majestäten fand, könnten mich stolz auf sie machen,“ entgegnete Frau von Hochberg, der der Eindruck nicht entgangen war, den Valentinens Erscheinung hervorgerufen hatte. „Doch nun erzähle mir, Leopold,“ fuhr sie fort, „wie Deine Mama die Entfaltung Deines Herzens aufgenommen hat.“

„Ich komme, Dir ihren Besuch anzukündigen; sie will Valentine sehen und kennen lernen, ich habe selbst darauf gedrungen, denn sie muß Valentinens Werth kennen. Meine Sehnucht, sie wiederzusehen, gestattete mir nicht zu warten, bis Mama zur Reise bereit sei, da sie noch durch Besuche zurückgehalten wird. Doch ich muß mich jetzt den Herrschaften vorstellen, die sich wohl kaum meiner erinnern werden, da es beinahe zehn Jahre her ist, daß ich zuletzt diese Räume betrat.“

Er verabschiedete sich einstweilen von seiner Tante, noch ehe Valentine von ihrem Tänzer zurückgeführt wurde. Sein Rang und seine Kammerherrenwürde gestatteten ihm, sich den Majestäten persönlich in die Erinnerung zurückzurufen. Die Königin-Mutter unterhielt sich leise mit ihrem Sohne, als Baron Hartenstein sich näherte, und um nicht zu stören, eines Winkes des Königs gewärtig stehen blieb. Da fiel der Königin Blick auf ihn, sie fixierte den Baron, plötzlich schien sie ihn erkannt zu haben, denn sie sprach einige sehr ansehnliche Worte zum Könige, der sich erhob und dem Baron entgegen ging. Der König fand sichtlich Gefallen an dem Baron, er nahm selbst Hartenstein's Arm und begann mit ihm im eifrigsten Gespräch auf und ab zu wandeln.

Wohl über eine halbe Stunde promenierte der König mit Leopold im Saale, ohne sich im mindesten um die verlegenen Blicke des Oberhofmarschalls zu kümmern, der irgend eine Meldung gern angebracht hätte, es jedoch nicht wagte, die animierte Unterhaltung seines Gebieters zu unterbrechen. Endlich — mit einem herzlichen Händedruck und den Worten: „Nun, es bleibt bei unserer Verabredung; auf baldiges Wiedersehen lieber Hartenstein, im Gebirge!“ — wandte sich der König der Estrade wieder zu, nahm einige Meldungen entgegen, und bot dann seiner Mutter den Arm, um mit dieser einen Rundgang durch die Festräume zu machen.

„Ich möchte die junge Hochberg, die Adoptivtochter meiner Hofdame gern um mich haben,“ begann die Königin-Mutter; „sie ist ein amüthiges, herzwinnendes Kind. Willst Du Dich dieses Wunsches erinnern?“

„Die nöthigen Befehle sollen schon morgen früh erlassen werden, Mama,“ entgegnete der Monarch. „Die junge Dame ist allerdings eine reizende Erscheinung,“ fügte er mit sichtlichem Enthusiasmus hinzu, „und es würde mich sehr freuen, sie dauernd an meinen Hof gefesselt zu sehen.“

War es die Lebhaftigkeit, die aus des Königs

Entgegnung sprach, oder waren es seine bei diesen Worten außergewöhnlichen animierten Züge, wodurch die Königin frappiert wurde — genug, sie wendete ihre Augen schnell dem Sohne zu, als habe sie eine Erwiderung auf der Zunge; doch sie schwieg unter einem eigenthümlichen Ausdruck und schüttelte leicht den Kopf.

Zwischen war Baron Hartenstein zur Baronin Hochberg zurückgekehrt und fand Valentine an ihrer Seite. Er führte des jungen Mädchens leicht bebende Hand an seine Lippen.

„Darf ich meine verehrte Cousine um den nächsten Tanz bitten?“ fragte er sie.

Einen Augenblick zögerte Valentine, dann aber neigte sie sich leicht zustimmend, und trat an Leopold's Arm zum Walzer an. Das schöne Paar verlor sich in der Reihe der Tanzenden. In den Pausen ging Valentine schweigend neben ihrem Tänzer; sie hörte kaum die leidenschaftlichen Worte, die Leopold an sie richtete und mit denen er ihren Entschluß zu ändern hoffte; nur ihre ungewöhnliche Blässe ließ ihn erkennen, daß sein Erscheinen den Kampf in ihr auf's Neue hervorgerufen hatte.

„Nehmen Sie mir, Valentine, daß ich kam?“ fragte er, indem seine Stimme zitterte.

„Ich habe dazu nicht das Recht,“ entgegnete sie. „Meine Ansicht kennen Sie; ich brauche Ihnen meinen einmal gefaßten Entschluß nicht zu wiederholen: er ist und bleibt derselbe, den Sie im Sommer auf dem Wege nach Schloß Stolzenfels von mir schon gehört haben. Ein Zusammenleben kann also für uns Beide nur schmerzhaft sein.“

„Aber, theure Valentine, wie können Sie nur an einen Entschluß so zähe festhalten, der jeder Begründung entbehrt? — Würde Ihre Liebe zu mir der meinigen zu Ihnen gleichen, wahrlich, Sie könnten nicht uns Beide da unglücklich machen, wo das reinste, durch Nichts zu trübende Glück uns lächelt! — Valentine, Sie sind grausam aus Egoismus: ist nicht meine Tante Ihre zweite — Ihre wahre Mutter geworden und genügt nicht der Name, den Sie Ihnen gegeben — gefehlich gegeben, zu Ihrer Verabredung?“ fragte der Baron wehmüthig.

„Geben Sie sich nicht die vergebliche Mühe, mich umzustimmen, denn nur mit meinem Namen kann ich — wenn Sie mich dann noch begehrenswürdig finden! — die Ihre werden. Meinem Herzen habe ich bis dahin jedes Recht verjagt.“

„Wissen Sie, Valentine, daß dies unmöglich, ja wahrscheinlich eine Entfagen für immer sein kann? — Wollen Sie mir und sich selbst nicht wenigstens eine Hoffnung lassen? — Wollen Sie mir nicht zugeben, daß, wenn in zwei Jahren das über Ihrer Geburt schwebende Dunkel nicht gelöst ist, Sie dann die Meine werden wollen, wenn ich Ihnen jetzt verspreche, daß ich Alles daran setzen werde, Ihre Abkunft zu ermitteln, um Ihnen auch meinerseits den Beweis zu geben, wie sehr ich bemüht bin, Ihre Wünsche zu erfüllen.“

Das junge Mädchen schien einen schweren inneren Kampf zu kämpfen; endlich flüsterte es: „Nun wohl, Leopold, ich will Ihnen das geor-

berte Zugeständniß machen — doch unter einer Bedingung.“

„Und die ist, Valentine?“

„Daß wir uns während dieser beiden Jahre nicht wiedersehen.“

Der Tanz war in diesem Augenblick beendet, der Baron mußte seine Cousine seiner Tante wieder zuführen und konnte ihr auf dem Wege nur noch die Worte zurufen:

„Wie grausam gegen uns Beide Ihre Bedingung auch sein möge — ich nehme sie an!“

Frau von Hochberg bemerkte die Blässe ihrer Tochter, und fragte sie besorgt, ob sie sich nicht wohl fühle.

„Bist Du ermüdet, Valentine? — sollen wir nach Hause fahren?“

„Ja, bitte, liebe Mama! — Es ist schwül hier und ich fühle mich in der That nicht ganz wohl; laß uns heimfahren!“

Leopold führte die Damen zu ihrem Wagen. Nur noch einen leisen Druck der Hand gab sie ihm, einen Blick unendlicher Liebe tauschten sie und der Wagen rollte fort — zwei Jahre zwischen zwei sich innig liebende Herzen legend, zwei Jahre selbstgeschaffener Trennung und Verbannung!

Der Baron hielt so fest an seinem gegebenen Worte, daß er noch am nämlichen Abend unter dem Vorgeben, plötzlich erhaltene Nachrichten zwängen ihn zu schleuniger, abermaliger Abreise, sich mündlich von den Majestäten und am nächsten Morgen in einem längeren Briefe bei seiner Tante verabschiedete und W. verließ um dahin zu reisen, wo schon Inspector Marshall wochenlang vergeblich Alles aufgeboten hatte, um eine Spur von Alfreds Tochter zu finden.

26.

Die alte Gräfin Wiela hatte seit ihrer Rückkehr aus Baden-Baden dem ihr versprochenen Besuche der Frau von Hochberg mit Valentine in freudiger Erwartung entgegengeesehen. Doch zur Zeit etwa, wo sie ihn erwarten durfte, erhielt sie einen Brief, in welchem ihr mitgeteilt ward, daß die Baronin für jetzt die Reise nicht unternehmen könne, weil sie durch unerwartete Besuche, die sie selbst empfangen, genöthigt sei, bis zum Beginn der Saison in W. zu bleiben; dann, nach den eben erzählten Vorgängen, schrieb Frau von Hochberg, daß ihre Tochter zwar nicht bedenklich, doch immerhin so ernst erkrankt sei, um in der vorgerückten Jahreszeit eine Reise, von der auch ihr Hausarzt nichts wissen wollte, nicht zu unternehmen.

So sah sich denn die alte Dame wiederum um eine Hoffnung, eine Zerstreuung armer und fühlte sich in ihrem Witterungs, Schloß Vollenstein in der That recht einsam und verlassen. In Stunden, wo sie diese Abgeschlossenheit, die sie selbst verschuldet und gewollt, oft recht bitter empfand, machte sie wieder und wieder die Reue bei ihr geltend, ihr Herz war weicher und verständlicher jetzt gestimmt als je zuvor, und manchmal hatte sie schon mit ihrer Gesellschafterin, welche nun schon seit drei Jahren getreulich bei ihr ausgetalten, über das gespannte Verhältnis zwischen ihren Kindern und Enkeln und ihr selbst gesprochen.

Als eines Tages die Gräfin ihrer Gesell-

ist besser, Du zierst Dich nicht, denn im Grunde Deines Herzens wird Dir meine Bewunderung doch Freude machen. Welches Mädchen lauscht nicht gern den Schmeicheleien, welche ihm gesagt werden.“

„Aber ich nicht. — Sie haben kein Recht dazu, so, so unhöflich mit mir zu sprechen. Haben Sie vergessen, daß ich ein Gast Ihrer Frau Mutter bin, und wenn Sie noch ein einziges Wort derart zu mir sagen, so gehe ich und mein Fuß betritt niemals wieder dieses Haus.“

Und jetzt stand Leonore ihm gegenüber, stolz, zornend, unnahbar. Das sanfte liebe Gesicht wie von einer Maske überzogen, und wenn noch eine Schmeichelei auf Walthers Zunge schwebte, sie hätte erstarren müssen unter diesen zürnenden Blicken.

„Verzeihe, Leonore, verzeihe. Es ist ja Niemand unhöflich gegen Dich. Habe ich Dich nicht früher gekannt und Dich als kleines Mädchen auf meinen Armen herumgetragen?“

„Nun, und was hat dies zu bedeuten? — Wieb! Ihnen das vielleicht ein Recht, mich zu beleidigen und in der Weise mit mir zu sprechen, wie Sie auch nicht mit einer einzigen jener vornehmen Damen sprechen würden?“

Walthers sah das Mädchen einen Moment erstaunt an. Es schien, als fielen ihm plötzlich die Schuppen von den Augen. Er erkannte mit einem Male, daß er sie tief verletzt hatte. Gern hätte er die Worte zurückgenommen, denn er sah ein, daß er nicht mehr mit dem Kinde sprach, mit dem er vor einigen Jahren gespielt hatte, sondern mit einem feinfühlernden, zartfühlenden Mädchen von seltenem Liebreiz. Aber er ärgerte sich doch, daß Vore ihn gewissermaßen schulmeistern wollte, ihn, den vergötterten Liebling der Damen, von dem Alles entzückt war. Was hatte er ihr im Grunde so Böses gesagt, ein paar Phrasen, welche andere Mädchen mit Vergnügen angehört hätten. Er war verdrießlich über sie und mit sich selbst unzufrieden, darum hielt er es für das Beste, die Unterhaltung abzubrechen und fortzugehen.

„Es thut mir sehr leid, Dein Mißfallen erregt zu haben, Leonore. Das nächste Mal wirst Du vielleicht bei besserer Laune sein.“

Walthers Stimme klang jetzt herzlich und weich. Das junge Mädchen sah zu ihm auf und Weider Blicke begegneten sich. War es möglich, daß Vore ihn so ansehen konnte? Schmerz, vorwurfsvoll und doch so tiefinnig waren diese süßen, blauen Kinderaugen auf ihn gerichtet. Der Blick verfolgte Walter den ganzen Tag, bis er des Nachts sein Zimmer aufsuchte.

Leonore blieb noch eine kurze Zeit in der Fensternische sitzen und schaute in den Park hinab. Sie fühlte eine schwerliche Bekommenheit in der Brust. Wie hatte sie sich nicht das Wiedersehen mit Walthers so ganz anders ausgemalt. Die Jahre hatten sein Aeußeres verändert. Seine hohe, männliche Gestalt, seine vornehme Haltung mutheten sie fremd an, nur der Blick seiner dunkeln, räthselhaften Augen war derselbe geblieben, schnell im Ausdruck, wechselnd und unergündlich für Alle. Das war also der leichtsinnige Mensch, der Saufenwind, der Verschwender, über den alle Welt den Stab trach — und dennoch der Walthers, der heimlich geliebte Freund ihrer Kindheit. Eine Fluth von Erinnerungen stieg in ihr auf: sie sah sich als kleines Mädchen mit ihm Hand in Hand durch Wald und Flur streifen und Blumen und Beeren suchen, sie erinnerte sich — ach, wie ferne war diese schöne Zeit, wie er in der Gaisblattlaube des schattigen Parkgartens sie auf seinen Knien hielt und ihr die Buchstaben lehrte. Jeder Tag, jede Freude, jeder Schmerz ihrer Kindheit war mit seinem verknüpft. Dann sah sie im Geiste, wie er als Student in die Ferien kam, in der

kleidamen Tracht seines Corps und mit dem Cerevisköppchen auf dem Vordenhaut, schöner, herrlicher, wie sie ihn früher gesehen und wie er mit Johannes und ihr an dem alten Klavier der Tante die lustigen Commerslieder sang. Und dann später waren die schlimmen Tage gekommen, wo es ihm in Bonn im Kreise seiner lustigen Commilitonen besser gefiel, als in dem stillen Dörfchen an der Ostsee, und wo er der kleinen Gespielin nicht mehr gedachte, sie völlig vergaß. Was hatte sie sich damals um ihn gekümmert und gekümmert. Er führte dort ein wildes, ausgelassenes Leben, warf tausendmal sein Herz an leichtfertige, kokette Mädchen hinweg, unbekümmert um die, deren stille Reizung er war.

(Fortsetzung folgt.)

Leiden und Freuden von Tobias Nörgelmeier.

von H. v. S.

„Kinder“, sagte Tobias, der sehr verspätet und eilig des Stammtisches betrat, „für heute habe ich nur ganz kurze Zeit, nur für ne Sechstunde. Meine Calalia und ich, wir sind mitten in den Vorbereitungen zum Karneval, wir gehen auf 'en Preisball. Ich deut' wir werden Furrore machen und ich kann Euch dann das nächste Mal was berichten. Aber eins woll' ich Euch noch mittheilen. Unsere Erzählungen müssen so ne alte Tante gekräftigt haben, die schreibt an meine Calalia 'ne Karte: „Geehrte Frau! Der Samstag kommt und mit geheimen Grausen denke ich schon wieder an die geistreichen und witzigen Erzählungen von Tobias. Meine Bitte im Namen einer großen Anzahl Klubdamen geht dahin, wirfen Sie doch auf Ihren Gatten, daß er seine Brechmittel von Qualeien künftig fortläßt, wir würden Ihnen sehr dankbar sein. Ihre alte Geschäftsfreundin Aurora Aloe.“

„Und jetzt Freunde, da die gute Base Aurora doch auch Fastnachtsfreude haben soll, so wollen wir heute nichts erzählen, also bis nächsten.“

„Ja“, sagte Nörgelmeier, „laß die arme Alte diesen Sonntag ihren Blüthens-Kaffee ohne Grausen trinken. Gute Nacht Tobias!“

Allerlei.

Ein hartnäckiger Zweifler war ein vor wenigen Tagen verstorbenen Engländer, Herr Johann Hampden, der bis an seinen Tod die Ueberzeugung festhielt, die Erde sei nicht rund, sondern flach. Ob und wie er sich mit der Frage abgab, warum an den Ranten der Erde die Menschen nicht in's Leere hinunterfielen, ist ein ungelöstes Geheimniß. Nur so viel ist sicher, daß kaum ein namhafter Gelehrter des In- und Auslandes von seinen Briefen voll unwürdiger Schimpfen über ihre Unwissenheit und Verbohrtheit verschont blieb. Sogar ein Märtyrer seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen wurde Herr Hampden. Er wettete 500 Pfd. St., daß der Ausfall eines von ihm vorgeschlagenen Experimentes für ihn sprechen würde, und zu seinem Unglück fand sich ein Naturforscher, der seine Herausforderung annahm. Hampden meinte, an den Kanal von Bedford, der an einer Stelle eine gerade ununterbrochene Wasserlinie von sechs Meilen Länge darbot, sei kein Zeichen von einer Krümmung der Erdoberfläche zu entdecken. Man verankerte nun an beiden Enden und in der Mitte dieser Strecke drei Fahrzeuge mit gleich hohen Masten und kam überein, daß Hampden seine Wette gewonnen haben sollte, wenn durch ein Fernrohr betrachtet, alle drei Mastspitzen in einer geraden Linie liegen sollten. Man kann sich den Ausgang denken: Hampden wurde durch den Verlust des schönen Geldes sehr verbittert, aber keineswegs von seiner Monomanie geheilt; nur wurden seine Briefe noch grübler als sie bisher gewesen. Für die Postverwaltung bedeutet sein Tod eine beträchtliche Verringerung ihrer Einnahmen.

Salomonischer Spruch. Ortsrichter: „Was haben die Herren vorzubringen?“ — Reisender: „Ich hatte heute das Bed, dem Seppelbauer eine halb gemastete Gans zu überfahren. Ich biete ihm eine Mark Schadenersatz an und verdicke auf die Gans. Nicht wahr, so ist es recht?“ — Seppelbauer: „Ich verlang' zwei Mark Ersatz und mach' auf die Gans seinen Anspruch; daher bin ich im Recht!“ — Ortsrichter (sieht eine Mark aus der Tasche und legt dieselbe auf den Tisch): „Ergeben Sie mein Herr, eine Mark (geschickt), und Ihr Seppelbauer, nehmt hier die zwei Mark, dann haben Sie, Reichender, Recht, der Seppelbauer hat Recht und ich habe auch Recht, und ich habe auch Recht, denn für eine Mark hat noch kein Ortsrichter eine gebatene Gans gegeben.“

Guter Rath. Mutter: „Vor Allem, Kind, sei mit dem Stubenmädchen vorsichtig. Frage Deinen

Mann nach einiger Zeit, ob ihm das Mädchen gefalle, — und sag' er Ja, dann ist' sie weg.“ Tochter: „Wenn er aber Nein sagt?“ — Mutter: „Dann ist' sie erst recht weg — denn dann liebt er sie heimlich.“

Deutlicher Wink. Graf: „Ach, Laura, Sie sind ein Züvel, eine Perle!“ — Ballettmeister: „Aber es fehlt mir die nöthige Goldfassung, Herr Graf.“

Auf Gegenseitigkeit. „Gnäd'ge Frau, leihen Sie mir doch Ihre Balltoilette für heute Abend.“ — „Welche Unverschämtheit!“ — „Unverschämtheit? Die gnädige Frau haben ja auch den Anzug für den Stubenmädchen-Ball von mir ausgeliehen.“

Auf dem „Qui vive.“ Gast (ruft die Kellnerin): „Reiß, noch einen Krug — Reiß! Bob Element, das Möbel hört nicht! Reiß, sind Sie denn ganz vernarrt in das Semmelgeback da drüben?“ Sie lassen ja kein „Lug“ von ihm?“ — Kellnerin: „Ich muß schon, Schwabbelberger, sonst brennt mir der Lump wieder mit der Bede durch!“

Das nachsichtige Karlchen. Karlchen (zu dem eben eintretenden Papa): „Aber Papa, warum machst Du denn ein so böses Gesicht?“ — Vater: „Weil ich Mama mit Dir scheitern höre, und Du also unartig warst.“ — Karlchen: „Aber Papa, wenn ich immer ein böses Gesicht machen wollte, wenn Mama mit Dir schilt.“

Beim Exerciren. Unteroffizier: Sie, Einjähriger, warum schauen Sie denn immer so gegen Himmel? Da oben ist's auch nicht schöner als bei uns, beim Militär.

Auf dem Lande. Wirth: Na, ist das nicht ein brillant's Weintel? — Radfahrer: O, es war' ganz gut — wenn nur das Wasser nicht so herausgeschneidet würde. — Wirth: Ja, wissen Sie, das kommt halt von unserer schlechten neuen Wasserleitung.

Durch die Blume. Herr: Mein Fräulein, in Ihrer Nähe zu weilen ist mein höchstes Glück. — Dame: Aber, Herr Schwamperl, es steht ja ganz bei Ihnen, dies Glück für immer festzuhalten. — Herr: Ach, mein Fräulein, das wäre zu viel Glück auf einmal.

Verabschiedung. Junge Frau (zu ihrer Köchin, die das Wasser von den gelochten Eiern abgießt): „Aber Marie, was machst Du denn mit der Suppe von den Eiern?“

Zahlenräthsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 Afrikanischer König.
- 2 4 8 Israelitischer König.
- 3 7 5 6 5 Theil des menschlichen Körpers.
- 4 5 8 5 Römische Göttin.
- 5 8 5 6 1 Bedeutender Schriftsteller.
- 6 4 5 7 3 Fluß in Deutschland.
- 7 8 1 5 3 Vorwärtiger Dichter.
- 8 2 3 2 3 5 Eine Frucht.

Worträthsel.

Es sollen 6 Worte geüht werden, deren jedes die vier Vokale, a, e, i, o, — jeden derselben nur einmal — enthält, und deren Anfangsbuchstaben den Namen einer Oper ergeben. — Die sechs Worte bedeuten in derselben Reihenfolge:

1. Staatsform.
2. Schloß.
3. Ritterarischer Wert.
4. Provinz Italiens.
5. Ort im Rheingau.
6. Französische Provinz.

Schmerzräthsel.

n g H

Räthsel.

- Mit B ist es bald voll, bald leicht.
- Mit D ist's spitz, verkehrt es leicht.
- Mit F find'it dur's an manchem Thier.
- Mit G dient es als Nahrung dir.
- Mit H ist es ein Umstandswort.
- Mit I reißt's oft die Menschen fort.

Skat-Aufgabe.

Wie müssen die übrigen Karten sitzen, wenn Mittelhand auf folgende Karte nicht allein einen Grand, sondern auch Null und Solo gewinnen würde?



Verlag von B. Reichold u. Co. in Witten.
Druck von H. Pfeil u. Co. in Witten.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von B. Reichold in Witten.

schafterin abermals von ihrem Wunsche sprach, sich mit Ihren Kindern zu versöhnen, und nur in der Wahl des zu diesem Ziele führenden Weges schwankte, hatte jene ihr den Rath gegeben ihren Haushofmeister zu diesem Zwecke in vertrauter Mission an den Grafen Alfred zu schicken, damit er es so einrichte, daß sie nicht den ersten Schritt zu thun brauche. Die alte Gräfin schien der Ausführung dieses Vorschlages keineswegs abgeneigt. Ihr Haushofmeister mußte ohnehin bald die Reise zum Grafen aus geschäftlichen Ursachen unternehmen, und da konnte er ja leicht, wie aus sich selbst — jenes Kapitel zur Sprache bringen; es war ja dann nicht unmöglich, daß Hedwig die Vermittlerin zwischen ihr und Alfred machte und ihr eine weitere Demüthigung erspart wurde.

Die Gesellschaftlerin war bereits einen Schritt weiter gegangen: sie hatte den Haushofmeister von den Wünschen und dem Gemüthszustande ihrer Herrin unterrichtet und dieser natürlich nichts Elligeres zu thun gehabt, als das dem Grafen in einem ausführlichen Berichte mitzutheilen.

Ehe jedoch die Gräfin zur Ausführung ihres Vorhabens schreiten konnte, ward sie ernstlich krank, und zwar erschien ihr Zustand der Gesellschaftlerin so beunruhigend, daß diese den Haushofmeister veranlaßte, unverweilt zur nächsten Stadt zu schicken, um ärztlichen Beistand zu holen und ein Telegramm an den Grafen Alfred abzusenden. Alfred erhielt das Telegramm und den früheren Brief fast gleichzeitig und beschloß, von seinem Hausarzt begleitet, unverweilt nach Schloß Volkenstein abzureisen. Auch seine Stimmung gegen die Mutter war seit lange schon eine weit mildere geworden; sie war es namentlich schon, seit er Emilie, die er ja bis vor Kurzem für seine Tochter halten mußte, wiedererlangt hatte, und der Umstand, daß ihm die wahre Tochter nun doch nicht zurückgegeben sei, vermochte nicht, ihn auf's Neue gegen seine Mutter einzunehmen. Auch hätte er, gleichwie Hedwig, längst den ersten Schritt gethan, hätten sie nicht mit Recht befürchten müssen, eine ähnliche Aufnahme zu finden, wie Hedwig's Brief an die alte Gräfin, in welchem sie derselben ihre Verlobung mittheilte und um den Segen der Mutter bat.

Doch jetzt zögerte Alfred nicht und auch Hedwig wünschte sehnlichst, ihren Bruder zu begleiten. Da Heimbeck gern damit einverstanden war, reisten die Geschwister sofort nach Volkenstein ab.

Da der Arzt sich dahin ausgesprochen hatte, daß ein ernstliches Leiden im Anzuge sei, so erbot sich Hedwig als Pflegerin bis zur Genesung ihrer Mutter in Volkenstein zurückzubleiben. Nach vollständiger Wiederherstellung hatte der Arzt eine Aufrechterhaltung angerathen und zu der von Alfred vorgeschlagenen Ueberfiedelung seiner Mutter nach dem unter dem Einfluß eines milderen Klimas belegenen Stammsschloßes der Familie, Behrungen, seine Zustimmung gegeben.

Zwischen Alfred und seiner Mutter fand eine vollständige Versöhnung statt; es ward ihr bei ihrem Zustande vor der Hand noch verschwiegen, daß Emilie nicht die wahre Tochter des Grafen sei, und Hedwig unternahm es, demnächst ihre Mutter nach und nach von Allem in Kenntniß zu setzen, während Alfred nach B. zurückkehrte. Von dort erließ er sofort an Fritz Goltmann, seinen Schwager, der seinem verstorbenen Vater als Schloßverwalter gefolgt war und auch das große Gut in Pacht genommen hatte, der Weisung, Alles zur Aufnahme seiner Mutter für nächstes Frühjahr in Bereitschaft zu setzen und sich so einzurichten, daß mehrere, selbst zahlreiche Gäste in dem geräumigen Schlosse Aufnahme finden könnten.

An einem sonnigen Wintertage war es, als die alte Gräfin Biela, auf dem Arm ihrer Tochter — der Frau Heimbeck — gestützt im Hausgarten zu Volkenstein promenierte. Sie konnte jetzt als wiederhergestellt angesehen werden und Hedwig hatte deshalb diesen Spaziergang dazu ansetzen, ihre Mutter von Allem, was Emilie betraf, zu unterrichten.

Hedwig erzählte schonend nach und nach ihrer Mutter Alles: daß Emilie nicht Alfred's Kind, daß trotzdem für ihre Zukunft gesorgt sei, indem Frau von Sternburg ihr ganzes Vermögen ihr testamentarisch sichern wollte; daß Emilie bis zur Auffindung von Alfred's wirklicher Tochter vor der Welt eine Gräfin Biela bleiben, dann aber von Tante Sternburg in die vollen Rechte eines Kindes eingesetzt werden solle.

„Seht, Mama, bist Du mit Allem bekannt und wirst einsehen, daß Alles eben so geordnet werden mußte, wie es geschehen ist,“ schloß Hedwig ihre Mittheilung, während ihre Mutter, sprachlos vor Erstaunen, den widerstreitendsten Eindrücken hingegeben, stehen geblieben war und vor sich auf den Boden blickte.

Was im Herzen der stolzen Frau vorging, kann man sich denken: mußte sie sich nicht sagen, daß sie an allem, was geschehen war und geschehen mußte, an allen diesen unzähligen Verwicklungen allein die Schuld trug? — Und doch hatte ihr einziger Sohn, dem sie so Böses zugefügt, den sie in seinen theuersten, heiligsten Empfindungen geschädigt, dem sie das Kind geraubt hatte, das er nun bald 18 Jahre vergeblich suchte, bei der ersten Nachricht ihres Ertrankens all' die bösen Erinnerungen der Vergangenheit von sich abgestreift und sich beist, ihr seine Hand zur Versöhnung und seine ungeminderte Kindesliebe wieder anzubieten!

Sie waren nun versöhnt und die Wiederherstellung des alten Verhältnisses hatte die alte Frau gefreut, weil sie geglaubt, ihre Schuld sei dadurch gesühnt, daß Alfred — wenn auch nicht durch sie — sein Kind wiedererlangt habe. Nun stellte sich heraus, daß er sich unter dem Drucke des doppelten schmerzlichen Gedankens mit seiner Mutter versöhnt hatte: einmal eine Fremde, wenn auch durch die Zeit Liebesgewinnene, seit sechs Jahren als sein Kind betrachtet zu haben; dann, immer noch nicht zu wissen, welches Schicksal sein eigenes, geliebtes Kind betroffen haben mochte.

Die Gräfin war unendlich erschüttert durch diese Nachrichten, welche sie von Hedwig erhalten. Glücklicherweise beeinträchtigte diese seelische Aufregung ihre körperliche Reconvalescenz nicht, doch es ging eine Wandlung mit ihr vor, die, hätte sie zwanzig oder dreißig Jahre früher stattgefunden, so manche Schmerzens Thräne verhindert, so manchen Glücklichen mehr gemacht haben würde.

Sie weinte — weinte lange und bitterlich, auch noch, nachdem Hedwig sie zu ihrem Zimmer zurückgeführt hatte. Und noch an demselben Tage schickte sie einen Brief an ihren Sohn ab, von dem Hedwig nichts wußte, an dem die Gräfin wohl zwei Stunden geschrieben haben mochte.

27.

Im Biela'schen Hause zu B. war man eifrig mit den Vorbereitungen zur Abreise nach B. beschäftigt. Emilie war bereits mit Frau von Sternburg nach Friedenau zurückgekehrt und Alfred und Helene gedachten mit dem kleinen Fritz bald nach ihrem neuen Wohnort aufzubrechen.

Es war in der letzten Märzwoche, der Frühling hatte den Winter schon vollständig verdrängt, die Luft war lau, die Sonne schien warm. Alfred war im Begriffe, nach Volkenstein abzureisen, um Mutter und Schwester nach der Residenz abzuholen, als ihm der Brief seiner Mutter gebracht

wurde. Auch der Graf hatte lange zu lesen an den zitternden und deutlichen Schriftzügen seiner Mutter, zwischen denen die Spur mancher Thräne so deutlich erkennbar war. Der Brief enthielt nicht allein ein volles Bekenntniß ihrer Schuld und der Gründe, die sie, so wie geschehen, zu handeln veranlaßt hatten, sondern auch eine directe Bitte um die Verzeihung ihres Sohnes. Am Schluß sagte die Gräfin: „Könnte ich, mein lieber Sohn, dazu beitragen, Dein Kind Dir wieder zuzuführen, so würde ich, nachdem dies mir gestattet, gern die Augen schließen; doch dies Glück wird mir alten schwachen Frau nicht beschieden sein. Ich sehne mich nach Deiner Umarmung und bitte Dich, Deine Mutter noch einmal zu besuchen, ehe Du nach B. gehst.“

Alfred trat in Volkenstein ein. Er umarmte und küßte seine Mutter herzlich, und als diese nun auch mündlich wiederholen wollte, was sie ihm schriftlich schon gesagt, schloß er ihr den Mund mit einem Kuß und sagte: „Beste Mama, wir sind versöhnt und Nichts steht mehr zwischen uns! — Ich danke Gott für die Stunde, in der Mutter und Kinder wieder geeinigt wurden in treuer hingebender Liebe! — Und nun, Mama und Hedwig, laßt uns keine Zeit verfließen; ich wünsche sehr, daß wir noch heute abreisen.“

Die Gräfin, Alfred, Hedwig und das Gefolge fuhren nach der neuen Station und von dort nach ihrem Ziele, der Residenz B. Dort, im Biela'schen Palais, war nach vorheriger Benachrichtigung die gesammte Familie zum festlichen Empfange versammelt: Herr und Frau von Bergen, Gräfin Helene mit ihrem jungen Sohne und Waldeemar Heimbeck mit seinen drei Kindern.

Die alte Gräfin war inmitten ihrer zahlreichen Angehörigen in ihre Zimmer geführt; hier umarmte sie zum ersten Mal ihre vier Enkel. Von allen Seiten ward ihr der aufrichtigste, freundlichste Empfang zu Theil. Mit herzlichster Freude begrüßte und küßte sie namentlich den dereinstigen Erben ihres Sohnes und Namens — der doch wenigstens aus einer „standesgemäßen Ehe“ hervorgegangen war: dieser Gedanke stieg doch noch unwillkürlich in ihr auf.

Nach einigen Tagen geleiteten Alfred und Helene mit Fritz die „Großmama“ nach Behrungen, wo der alten Dame ein ganz ähnlicher Empfang bereitet war. Ihr Sohn und ihre Schwiegertochter wollten noch einige Tage dort zur Gesellschaft der Mutter bleiben, um dann nach B. zu gehen. Auf die dringende Bitte der Gräfin entschlossen die Eltern sich, wenn auch schwer, ihr den jungen Grafen dort zu lassen, und Alfred gab einer weiteren Bitte seiner Mutter bereitwilligst Gehör, die darin bestand, ihr zu gestatten, daß sie die Baroness Hochberg nebst deren Tochter Valentine zum Besuch in Behrungen einlade.

„Aber beste Mama,“ entgegnete ihr der Graf, „Du bist hier absolute Monarchin und hast in jeder Hinsicht zu befehlen; Fritz Goltmann ist Dein Intendant und Schatzmeister und Du selbst hast carte blanche für Alles! — Also thu', wie Dir beliebt.“

Graf Alfred, der selbst seit langen Jahren nicht auf dem Stammsschloß seiner Familie gewesen, das ja die schmerzlichsten Empfindungen in ihm wachrufen mußte, hatte während einiger Tage mit seinem Schwager des Geschäftlichen viel zu besorgen; während dem lebte seine Mutter förmlich wieder auf im Umgang mit ihrer liebenswürdigen Schwiegertochter und ihrem Enkel. Die herrliche, milde Frühlingsluft wirkte auf's Wohlthätigste auf die Gräfin, ebenso das Bewußtsein, nun wieder im Vollbesitz ihrer Rechte und nicht mehr nach dem entlegenen Volkenstein „verbannt“ zu sein. Sie war vollständig gekräftigt und unternahm weite Spaziergänge mit Helene und ihrem Enkel. Behrungen war von jeher ihr

Lieblingsaufenthalt gewesen und hätte nicht damals das Leiden ihres Gemahls die Ueberfiedelung nach der Schweiz zur unabwiesbaren Nothwendigkeit gemacht, so würde sie auch das Stammschloß der Familie schwerlich anders, als für einige Wintermonate verlassen haben. Dazwischen kann dann die Genser Katastrophe und als Ende des Familien-Drama's ihr Exil, Schloß Volkenstein.

Endlich kam die Stunde der Trennung. Alfred verließ Behrungen mit seiner Gemahlin nach einem ebenso herzlichen wie schmerzlichen Abschiede: ließen sie doch ihr einziges Kind dort zurück!

(Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

6) Novelle von J. Bergien.

(Nachdruck verboten.)

Die Frau Försterin beugte sich immer noch weit aus dem Fenster und ihr gespannter Blick hing an den Ankommenden. Das Taschentuch flatterte ihr in der Hand und sie hörte nicht den sanften Ruf Leonore's, welche sie bat, jetzt herabzukommen, um sich den Hochzeitsgästen anzuschließen. Leonore war kaum hinter dem Vorhange hervorgetreten, nur einen einzigen Blick hatte sie nach Unten geworfen und das Taschentuch weit ins Zimmer geschleudert, um nicht in Versuchung zu kommen, es wehen zu lassen. Aber dennoch hatte sie Walthers Gesicht und erkannt und in ihrem Ohr ertönte plötzlich eine wunderbare Melodie, zu welcher ihr ruhig klopfendes Herz leise den Takt schlug.

„Komm jetzt, Kind, sie sind im Hause,“ sagte endlich Tante Sophie, während sie behutsam vom Stuhle stieg. „Wir können hinabgehen.“

Des Mädchens Hand löste sich von dem krampfhaft gefaßten Fensterrahmen, der Kopf sank ihr auf die Brust und über ihre plötzlich erleuchtete Wange rollte eine Thräne herab. Sie folgte zögernd und langsam der alten Dame, welche ungeachtet ihres gelähmten Fußes, eiligt voranlief. — Sie flüsterte leise vor sich hin: „Er ist kein schlechter Mensch, ich glaube es nicht, daß er schlecht ist, und wenn alle Leute es sagen. So schön und so lieb sieht kein schlechter Mensch aus. Aber dennoch wünsche ich, ich wäre erst wieder zu Hause, denn wie soll ich den Muth finden, ihm mit Ruhe zu begegnen.“

Und nach einigen Stunden war Alles vorbei. Die Braut kam an der Seite des ihr eben angetrauten Gatten aus der kleinen, festlich geschmückten Dorfkirche, gefolgt von dem langen Zuge der Hochzeitsgäste, und war verheirathet. Die jubelnden neugierigen Landleute hatten sich zerstreut und auch in den glänzenden Gesellschaftsräumen war man einigermassen zur Ruhe gekommen. Die Gäste saßen in zwanglosen Gruppen vertheilt umher und unterhielten sich, so gut es gehen wollte. Das neuvermählte Paar hatte die Hochzeitsreise gleich nach dem Diner angetreten. Es folgte der Anordnung der Frau von Günther, welche es für durchaus unumgänglich hielt, nach der Trauung sofort zu verschwinden und eine Reise nach der Schweiz oder Italien anzutreten. Dies gehörte einmal zum guten Ton. Herr von Hagen wäre lieber hier geblieben, er war ein tüchtiger Landwirth und die Ernte stand vor der Thür. Aber er wollte seiner Schwiegermutter diesmal den Willen thun und glaubte auch seiner jungen Gattin eine Freude mit der Reise zu machen. Und Margarethe schien sich wirklich zu freuen. Von dem Augenblick an, wo ihr Schicksal am Altare für immer besiegelt worden war, schien Ruhe und Fassung über sie gekommen zu sein. Sie hatte

Lothares Brautkuss zum ersten Male mit Wärme erwidert. Mit einem Lächeln um die Lippen und mit Thränen in den Augen hatte sie Abschied genommen von ihrer Familie. Nur noch einen flüchtigen, halb wehmüthigen, halb freudigen Blick warf sie auf das Vaterhaus zurück. Dann legte sie ruhig ihren Arm in den ihres Satten und ließ sich von ihm in den harrenden Wagen heben.

Endlich, geliebte Margarethe!“ hörte man Lothar sagen.

„Habe Geduld mit mir, —“ gab sie leise zurück. „Ich werde versuchen, Dich recht glücklich zu machen, mein guter Lothar!“

Man sah noch, wie er die junge Frau zärtlich in seine Arme zog, danach schloß der Diener die Wagenthür. — Voll Frieden und Hoffnung ging das junge Paar einem neuen Leben entgegen.

Die Frau Försterin war mit Johannes, welchem die Gesellschaft gänzlich unbekannt war und der Trübel und das Geräusch des Hochzeitsfestes eher Bein wie Vergnügen bereitete, bald nach dem Diner nach Hause gegangen. Leonore wollte sich ihnen anschließen, aber die kleine Vili hatte ein so stürmisches Veto dagegen eingelegt, daß diese ihren Willen nachgab und noch dazubleiben verspach. Sie war aber ermattet und befangen von der Anwesenheit so vieler ihr unbekannter Menschen und der ungewöhnlichen Aufregung und hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen. Dieselbe senkte sich tief in die dicke Mauer hinein und der schwere rothseidene Vorhang färbte Lore's Gesicht mit einem lebhafteren Ton und verbat sie halb und halb den Blicken der sie umgebenden Gesellschaft. Wie traumbegeistert saß sie da und ihre zierlichen Finger tändelten mit einem Strauße weißer Rosen, welcher in ihrem Schoße lag. Ihr Ohr vernahm Bruchstücke der Unterhaltung, auf die sie kaum achtete, denn die Leute um sie herum sprachen ganz anders, wie sie sprach, dachten in einer andern Weise, wie sie dachte.

Ihr gegenüber am anderen Ende des großen Zimmers saß die Gutsheerin auf einem Sopha und neben ihr, halb zu ihr herabgebeugt, die stolz imponirende Gestalt ihres Sohnes. Er hatte die rechte Hand auf die Lehne gestützt und blickte mit den Fingern der linken unablässig die Spitzen des hübschen dunklen Schnurrbartchens. Sein Gesicht war von auffallend edler Schönheit. Ein breiter rother Streif zog sich quer über die linke Wange, die Stirn war weiß und klar und lockiges dunkles Haar umwallte sie in reichem Fülle. Groß und dunkel waren auch seine Augen, aber von seltsam räthselhaftem Ausdruck. Es lag ein Feuer in ihnen, welches verhängnisvoll wirken konnte. Den scharfen Blicken Walthers war Leonore's Gegenwart beim heutigen Feste nicht entgangen, er hatte die Jugendspiele aber nicht wieder erkannt. Wie sollte er auch? —

Unter den Eindrücken der letzten wild verlebten Jahre hatte er das kleine unbedeutende Mädchen längst vergessen, wie konnte er ahnen, daß die auffallend schöne und liebevolle junge Dame mit ihr identisch sei. Mit Bewunderung blickte er zu ihr hinüber und vergaß für einen Augenblick, daß er neben seiner Mutter stand und deren Fragen zu beantworten hatte. Er vergaß überhaupt, daß es noch andere irdische Wesen gab in dem großen Saale außer ihr. Er sah sie mit entzückten Augen an und war sofort in sie verliebt. Noch niemals hatte er so prachtvolles kastanienbraunes Haar gesehen, welches in reichen Locken auf Hals und Schultern herabwallte und das zarte bräunliche Gesichtchen wie mit einem Glorienschein umgab. Seine Blicke ruhten, wie durch einen Zauber gebannt, auf der schlanken, in schneeweiß gekleideten Ge-

stalt, den Bergkriemhildsträußchen, welche ihr Haar und Kleid zierten und den weißen Rosen in ihren Händen.

„Wer ist sie, Mama?“ fragte er endlich. „Dort in der Fensternische. — Das bildschöne Mädchen mit dem köstlichen Haar? —“

Frau von Günther blinzelte mit den Augen und setzte langsam dem Kneiser auf.

„Ach so. — Ich dachte, ich hätte es Dir schon gesagt, Walthar. — Es ist die kleine Lore, sie ist jetzt so etwas wie Gouvernante oder Stütze geworden. Deine Schwestern haben ein mir unbegreifliches Töndro für sie gefaßt. Eigentlich gehört sie heute nicht hierher: ich war anfänglich ganz dagegen, daß sie zur Hochzeit eingeladen wurde, aber, mon Dieu, was soll man machen, wenn Margarethe weint und Vili schmollt. — Glücklicherweise fühlt das Mädchen selbst, daß sie nur das fünfte Rad am Wagen ist und zieht sich bescheiden von der Gesellschaft zurück.“

Leonore hatte keine Ahnung davon, daß sie von Jemand beobachtet wurde. Sie war in Gedanken versunken und hatte eine achtsame Stellung angenommen. Der eine Arm war auf das Fensterbrett gestützt war und ihr Kopf ruhte darauf, während sie mit träumerischen Augen hinaus blickte. Doch plötzlich kam Leben in das stille Antlitz und ein Beben durchzuckte die reglose Gestalt. Sie wagte es aber nicht, die gesenkten Wimpern zu heben, zu den Augen aufzublicken, welche auf ihr ruhten, Augen, welche mit einer gewissen Redheit die ihren suchten. Aber jetzt mußte sie Walthar dennoch ansehen und ihm antworten, denn er war es, welcher neben ihr stand und sie plötzlich anredete. — Er fragte, ob sie sich seiner nicht erinnere. — Sie richtete ihre sanften blauen Augen schüchtern auf ihn, aber dann war es, als ob sie erschraf. Die Wimpern zuckten und auf den Wangen zeigte sich eine kleine Röthe. Er setzte aber das Gespräch unbeeinträchtigt fort.

„Willst Du mich nicht wie einen alten Bekannten begrüßen, kleine Lore?“ sagte er. „Du bist reizend geworden wirklich, zum Küßchen. Ich hätte Dich bestimmt nicht wieder erkannt, wenn Mama es mir nicht gesagt.“

Leonore wandte sich von ihm ab und sagte kein Wort. Sie war mit ein Male ganz blaß geworden und athmete mühsam und schnell. Keine freudige Regung flog über ihre Züge, kein Aufstrahlen brach aus ihren Augen, welche sich auf die weißen Rosen senkten, mit welchen ihre Finger immer noch mechanisch spielten. — Seine Worte hatten sie tief verletzt. —

„Ich ahnte wirklich nichts von Deiner Anwesenheit in Günthersdorf,“ fuhr Walter fort, während seine dunklen Augen prüfend über ihre bewegten Züge glitten. „Wo steckst Du denn eigentlich in den ganzen vier Jahren?“

Sie gab ihm in wenigen Worten die gewünschte Auskunft.

„Aber reizend bist Du indeß geworden,“ flüsterte er ihr zu. „Schön wie ein Traum, wie ein Märchen. Hier in der neugierigen Menge ist es mir unmöglich, Dir zu sagen, wie ich mich freue, Dich so — so wiederzusehen. Kann ich Dich nicht allein sprechen, süße kleine. Willst Du mit mir in den Garten kommen?“

„Warum allein? Was hätten Sie mir zu sagen, was nicht Jeder und Alle hören dürften?“ Und jetzt hatte sie sich stolz aufgerichtet, eine Thräne des Bedrusses in den blauen Augen, ein zorniges Roth auf den Wangen.

„Ich möchte Dir sagen, daß ich Dich bewundere, daß Dein Anblick mich entzückt. Du wirst mich anhören können, kleine Lore!“

„Auch wenn ich es nicht will, Herr von Günther?“

„Auch wenn Du es nicht willst. — Aber es